

„Spielwiese“

Gegenläufige Grenzüberschreitungen

Wenn der Redakteur einer Sendung (Helmut Rost), die verniedlichend „Spielwiese“ heißt, sich öffentlich darüber wundert, „daß es uns hier immer noch gibt“ (weil die Programme, die er seit 1979 angeboten hat, alles andere als leicht verdaulich waren); wenn er zudem das eigene Vorhaben mit der Selbstkritik zurücknimmt, daß in einigen Programmteilen die „Ambitionen manchmal eindrucksvoller waren als die Ergebnisse“; wenn zu all diesem noch mit der Einführung einer Zeichentrickfigur der Anspruch der hier vorgestellten experimentellen Fernsehfilme verwirzelt und zurückgenommen wird — dann zeigt sich, daß das Experiment, das eine Sendung wie „Spielwiese“ darstellt, innerhalb des Massenmediums Fernsehen nicht als Bereicherung der Seh- und Hörformen, sondern als Störung des seichten Programmflusses betrachtet wird.

„Grenzüberschreitungen“ hieß diesmal das Motto: Grenzüberschreitungen zwischen den Bereichen Sprache und Bild. Das Medium Film, mit dem man sich hier befassen wollte, ist das Produkt der technisch ermöglichten Zusammenführung von zuvor getrennten künstlerischen Bereichen. Die Überschreitung angestammter Gattungsgrenzen der literarischen Sprache, des bildlichen und musikalischen Ausdrucks ist in diesem Kunstprodukt als Anlage enthalten. Trotzdem finden sich im üblichen Medienprogramm mit dem beleidigenden Hinweis auf den demoskopisch erfaßten Geschmack des „breiten Publikums“ nur wenige Sendungen, die neue Formen der Wirklichkeitswahrnehmung zu erschließen versuchen. Hier nun wurden drei in Länge und Machart recht unterschiedliche Arbeiten vorgestellt, die sich den Hör- und Sehgewohnheiten bewußt widersetzen.

Theophil Mayers „Babylonia“ war die musikalisch strukturierte Inszenierung eines Nicht-Dialogs zwischen einer Stimme und einem Instrument. Der zunächst lediglich hörspielgemäßen Darbietung allgemeiner Sprachverwirrung

durch Vorführung brillanter Sisyphus-Sätze kam erst allmählich eine eigene filmische Mitteilungsebene hinzu. Schließlich aber leistete sie mit höchster technischer Spielerei die Formalisierung ihres Themas und brachte Bild, Text und Musik in ein gleichermaßen verwirrendes Verhältnis, das sich schließlich selbst aufhob.

Die den Büchern von Astrid Connerth entnommenen Beispiele „Audio-Visueller Lyrik“ allerdings konnten dem zitierten Anspruch nicht gerecht werden. Die Präsentationsformen des Lesens, Zeigens und Bildens wurden nicht, wie vorgegeben, zu einer neuen Präsentationsform vereint, sondern lediglich in ihrer Disparatheit nebeneinandergestellt. Die in den durchaus anschaulichen Wort- und Buchstabenfigurationen angedeutete konkrete Qualität des Textes mußte im Fernsehen aufgrund des kleinen Bildschirms durch das Vorlesen der arrangierten Wörter ergänzt werden.

Auch Jochen Richters noch am ehesten als Film arrangierter Beitrag „Winde“ hatte in erster Linie textillustrierenden Charakter. Basierend auf dem gleichnamigen Text des 1960 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichneten Schriftstellers Saint John Perse, gelang in diesem längsten Sendeteil jedoch endlich die medienspezifische und in jeder Beziehung eigenwertige filmische Collage. Hart geschnittene, sich auflösende, aber witzig überblendete Naturbilder (etwa: Wüstensand und Meerwasser); in einer wilden, absichtlich widersinnigen Gegenläufigkeit zusammengefügte Musikketten und die literarische Sprache ergaben in dieser filmischen Komposition eine hervorragende rhythmische Einheit. Gerade die Bündelung von versatzstückartigen Bild- und Musikelementen vermittelte durch ihr konzentriertes Auftreten eine neue Qualität des nur scheinbar Bekannten und demonstrierte so das Lohnende eines Experiments und einer Sendung, die diesem Raum gibt. (Vom zweiten Programm.) KARL H. KARST